

Sławomir Leśniak

Vorwort

Studia Germanica Gedanensia 32, 7-15

2015

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Vorwort

Als *atopos* lässt der Andere die Sprache erbeben:
man kann nicht *von* ihm, über ihn sprechen;
jedes Attribut ist falsch, schmerzhaft,
taktlos, peinlich (...).
Roland Barthes, „Die helle Kammer“

In seinem Buch „Agonie des Eros“ führt Byung-Chul Han die heutige Krise der Kunst und der Literatur auf die Krise der Fantasie, auf das *Verschwinden des Anderen* zurück. Mit der Hypervisibilität der heutigen Beschleunigungsgesellschaft gehe der Abbau von Schwellen und Grenzen einher, wodurch der Raum der Fantasie geglättet und eingebnet und die erotische Erfahrung, die die Asymmetrie und die Exteriorität des Anderen voraussetzt, beseitigt werde: „Die Grenzzäune oder Mauern, die heute errichtet werden, regen nicht mehr die Fantasien an, denn sie generieren nicht den *Anderen*. Vielmehr durchziehen sie die Hölle des Gleichen (...). Grenzen als ausgrenzende und ausschließende Einrichtungen schaffen *Fantasien für den Anderen* ab. Sie sind keine *Schwellen*, keine Übergänge mehr, die *anderswohin* führen.“¹ Die befreiende Bewegung der Imagination zum Unbegangenen und Ortlosen hin bildet auch ein konstitutives Element der *essayistischen* Gegenentwürfe zu der wissenschaftlichen Erkenntnis, die im 20. Jahrhundert (und nach der Wende ins 21. Jahrhundert) Spielarten jener ästhetischen Epistemologie darstellen, die bereits Friedrich Nietzsche fordert und Karl Heinz Bohrer als „Aufkündigung des absehbar Allgemeinen durch das Besondere“² apostrophiert. So mag auch die essayistische Reflexions- und Textform als Einlösung der interpretationskritischen Forderung nach einer „Erotik der Kunst statt Hermeneutik“³ gelten, die Susan Sontag in ihrem vieldiskutierten Text „Against Interpretation“ formuliert hat.

Die Essayforschung der 60er und 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts hat entweder historisch durchgehende Entwicklungslinien von Montaigne bis zur Gegenwart konstruiert oder typologisch, indem sie die bekannten *Topoi* des Essays herausgearbeitet hat, auf *das Ganze hin operiert*.⁴ Vor dem Hintergrund der Bemühungen um einen historisch

¹ Byung-Chul Han, *Agonie des Eros*, Berlin 2013, S. 54

² Karl Heinz Bohrer, *Ausfälle gegen die kulturelle Norm. Literarische Erkenntnis und Subjektivität, in: Plötzlichkeit. Zum Augenblick des ästhetischen Scheins*, Frankfurt am Main 1981, S. 21.

³ Susan Sontag, *Against Interpretation* [1964], in: *Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen*, Hamburg 1968, S. 9–18, hier S. 16.

⁴ Darin mag auch die Spezifik der älteren Essayforschung gegenüber den anderen Literaturgattungen gelegen haben, dass man z.B. bei dem Roman (oder dem Drama) wohl kaum gefragt hätte, was er aufgrund all

übergreifenden Begriff des Essays mag paradox erscheinen, dass der Essay bis heute wohl als die einzige Literaturform gilt, zu deren Topos eine radikale, gattungsspezifische Instabilität gehört. Vollends zugespitzt hat sich die prekäre Essaylage durch den Essayismus als den grundlegenden Reflexionsmodus der Moderne, dem das literarische Experiment des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften“ von Robert Musil zugrunde liegt und der in der Essayforschung der 90er Jahre – etwa in den Arbeiten von Christian Schärf⁵ oder Wolfgang Müller-Funk⁶ – seinen Niederschlag gefunden hat. Gleichwohl gilt hier die Bemerkung von W. Braungart und K. Kauffmann: „Doch damit bleibt unbeachtet, dass es zumindest um 1900 den Gattungsbegriff ‚Essay‘ als Bezeichnung bestimmter Texte gab. Von ihm leitete sich die Wortschöpfung ‚Essayismus‘ in Musils Roman über ‚das essayistische Zeitalter‘ der Jahrhundertwende erst her.“⁷ Darüber hinaus ist festzuhalten, dass die Essayismus-Konzeption Musils in der Literaturgeschichte eine weitgehend singuläre Erscheinung darstellt und sich deshalb auch ihre metahistorische Positionierung als sehr problematisch erweist.

Ein weiterer Fragenkomplex bezieht sich auf die spezifische Selbstreflexivität des Essays als einer Literaturform. Denn auch andere literarische Formen, wie Bianca Theisen z.B. für die Novellenform konstatiert⁸, haben eine auf sich selbst reflektierende Struktur. Als Einstiegsthese mag dabei die Äußerung Simon Janders gelten, dass im Essay das Kontingenzbewusstsein – und alles, was sich daran anschließt: die Beobachterperspektive, der Zufall, das Unbestimmte, die Selbstreferentialität – primär weniger poetisch-fiktional als vielmehr subversiv-ästhetisch transformiert werde.⁹ Die Selbstreflexivität des Essays schlägt sonach eine Schneise, bildet einen Ausgang aus dem, was Hans Magnus Enzensberger im Kontext seiner Analyse der Taschenbuch-Produktion als Bewusstseins-Industrie bezeichnet hat. Die Selbstreflexivität sichere nach Enzensberger ein Entrinnen aus dem Immer-Gleichen der Apparate:

„Einer Sache wie der Bewusstseins-Industrie ist dagegen nur mit den Mitteln einer Aufklärung beizukommen, die ihrer eigenen Dialektik ansichtig geworden ist. Die Lektüre eines Aufsatzes von Anders oder Adorno lehrt mehr über die Natur der *mass media* als die des ganzen Lexikon-Bandes [steht hier für das Taschenbuch]. Daraus ist zu folgern, dass es Gegenstände gibt, die enzyklopädisch überhaupt nicht mehr, sondern nur noch kritisch fassbar sind.“¹⁰

seiner Erscheinungsformen sei. Spricht man z.B. von dem Roman des XIX. Jahrhunderts, so fokussiert man die Analysen historisch.

⁵ Christian Schärf, *Geschichte des Essays. Von Montaigne bis Adorno*, Göttingen 1999.

⁶ Wolfgang Müller-Funk, *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus*, Berlin 1995.

⁷ Wolfgang Braungart und Kai Kauffmann, Vorwort, in: Wolfgang Braungart und Kai Kaufmann (Hg.): *Essayismus um 1900*, Heidelberg 2006, S. XI.

⁸ Bianca Theisen, *Zur Emergenz literarischer Formen*, in: *Blinde Emergenz? Interdisziplinäre Beiträge zu Fragen kultureller Evolution*, (Hg.): Thomas Wägenbaur, Heidelberg 2000, S. 211–227, hier 223.

⁹ Simon Jander, *Die Poetisierung des Essays*. Rudolf Kassner Hugo von Hofmannsthal Gottfried Benn, Heidelberg 2008, S. 369.

¹⁰ Hans Magnus Enzensberger, *Bildung als Konsumgut. Analyse der Taschenbuch-Produktion*, in: *Einzelheiten I. Bewußtseins-Industrie*, Frankfurt a. M. 1969, S. 158.

Kennzeichnend für die neueste Essay-Forschung ist ein Nebeneinander-Bestehen von zwei Verfahrensweisen: Zum einen wird eine historische Fokussierung vorgenommen, die spezifische Themen, Formen, Medien und Funktionen des essayistischen Denkens an einen früher enger abgesteckten Zeitraum bindet¹¹ (so werden z.B. wissenschaftshistorische Beziehungen der Essayistik zu den Naturwissenschaften bei Wilhelm Bölsche oder kunstgeschichtliche Beziehungen bei Hermann Grimm untersucht), zum anderen werden hermeneutisch-strukturelle Analysen von Essays durchgeführt, die sich zwar in einem historisch eingegrenzten Bereich bewegen – z.B. in dem der besonderen Blütezeit des Essays um 1900 –, jedoch zugleich charakteristische, dynamische Strukturen des Essays herausarbeiten und damit eine spezifische Reflexionsbewegung des Essays als Textsorte postulieren.¹²

Schließlich sind die zwei neuesten Arbeiten zur deutschsprachigen Essayistik zu erwähnen, die im deutschen Sprachraum erschienen sind: Wolfgang Müller-Funks „Die Dichter der Philosophen. Essays über den Zwischenraum von Denken und Dichten“¹³ und Peter V. Zimas „Essay/Essayismus. Zum theoretischen Potenzial des Essays: Von Montaigne bis zur Postmoderne.“¹⁴ Bei beiden Autoren vollziehen sich die Analysen auf einer zeit- und kulturübergreifenden Ebene. Bei Zima scheint der Essay nur als Vorwand zu dienen, um ein eigenes Konzept einer dialogischen Theorie zu entwerfen, in der das kritische Potenzial des Essays mit einer dialogisch aufgefassten wissenschaftlichen Reflexion zu „einem Essayismus mit neuen Mitteln“ verbunden wird. Müller-Funk hingegen richtet den Fokus seiner Überlegungen auf den *Zwischenraum von Denken und Dichten*, den er weitgehend metahistorisch z.B. als den „Raum der Sagbarkeit“ oder „das unmögliche Dritte zwischen Denken und Dichten“ positioniert. Daraus erhellt, dass er seine Analysen vornehmlich an dem Essayismus als einem gattungsneutralen Denkmodus ausrichtet. Dass er seine Texte doch explizit als Essays bezeichnet, erscheint als ein Symptom der Forschungsambivalenz, die bereits in der früheren, umfangreichen Studie Müller-Funks zu „Theorie und Geschichte des Essayismus“ (1995) zutage tritt, wo der Essayismus durch einen abschließenden Katalog von Begriffen wie Zweifel, Relativität, Kontingenz oder Abenteuer charakterisiert wird, die an die bekannten Topoi der älteren Forschung erinnern.

Die in dem Band versammelten Beiträge resultieren aus dem „ironischen Umstand“, dass sie sich im Rahmen des universitären Forschungs- und Publikationsbetriebes im Problembereich der Essayistik bewegen, der wenn nicht ein antiuniversitärer – denken wir etwa an Hofmannsthal, Benjamin, Kassner oder Flusser¹⁵ –, so doch ein eminent wissenschaftskritischer

¹¹ Vgl. Essayismus um 1900, (Hg.): Wolfgang Braungart und Kai Kauffmann, Heidelberg 2006, S. XI.

¹² Vgl. Simon Jander, Die Poetisierung des Essays. Rudolf Kassner Hugo von Hofmannsthal Gottfried Benn, Heidelberg 2008.

¹³ Wolfgang Müller-Funk, Die Dichter der Philosophen. Essays über den Zwischenraum von Denken und Dichten, München. 2013.

¹⁴ Peter V. Zima, Essay/Essayismus. Zum theoretischen Potenzial des Essays: Von Montaigne bis zur Postmoderne, Würzburg 2012.

¹⁵ Zu denken ist dabei an die Dissertationen und Habilitationen der prominenten Essayisten, die durch ihre jeweils mehrperspektivische essayistische Anlage zu dem eng umrissenen Wahrheitsbegriff der wissenschaftlichen Methodik *implizit* eine kritische Gegenposition bieten. Dies scheint hier entgegen der Bemerkung von Braungart und Kauffmann zu gelten, dass „viele der Essayisten im Hauptberuf Universitätsdozenten waren, die meisten der anderen ein Universitätsstudium durchlaufen haben, bevor sie sich der freien Publizistik und Litera-

Impuls zugrunde liegt. Die Arbeiten erproben somit jene metareflexiven und metakritischen Verfahrensweisen, die dem Spannungsverhältnis zwischen essayistischer und szientistischer Denk- und Schreibweise Rechnung tragen, das im Essay nicht zuletzt auf das Experiment oder das kritische Potenzial (Max Bense) zurückgeht, sondern auf die Einheit von Gedankengehalt und Form. Dabei enthalten die ästhetisch-literarischen Textwerte, die im Essay z.B. als Rhythmisierung, Theatralisierung, Physiognomisierung oder Metaphorisierung des Denkens zutage treten, bereits die ganze kritische Kraft des sprachlichen Ausdrucks.

Das immense Spektrum an Fragestellungen und Themen, das der Essay aufweist, geht auf seine proteushafte Wandlungsfähigkeit und die ihm eigene Tendenz zurück, zeitspezifische Wissens- und Wahrheitsansprüche und Herausforderungen in vielfältige, ästhetische wie kritische Perspektivierungsformen zu transformieren. Durch den weiten zeitlichen Bogen, den der vorliegende Band spannt und der von der Jahrhundertwende bis zur Postmoderne reicht, tritt der weitläufige und formenreiche Charakter des Essay(ismus) besonders signifikant zutage.

BALASUNDARAM SUBRAMANIAN, der den Band eröffnet, betrachtet Nietzsches „Geburt der Tragödie“ und Kassners „Der indische Idealismus“ als Vorbild für zweierlei distinktive Tendenzen essayistischer Kultur und Praxis. Im Gegensatz zu Nietzsche, der von der Vergangenheit auf die Zukunft überspringe, lasse Kassner – indem er im Zusammenfluss des Magischen, des Mythischen und dessen Analyse im Zeichen der Moderne die Möglichkeit erblickt, die Sprache des offenen Bewusstseins zu Wort kommen zu lassen – Vergangenheit und Zukunft in die Daseinsdichte der Gegenwart aufgehen. Die Tragödie bei Nietzsche wie das aporetische Moment im platonischen Dialog haben, so Subramanian, den Stellenwert der Katharsis. Der blinde Schütze – die Figur des Zen-Adepten aus dem posthum erschienenen Aufsatz Kassners, der geschlossenen Auges treffsicher den Pfeil abschießt – habe aber kein Ziel vor Augen und sei weder einem aporetischen noch einem kathartischen Moment ausgesetzt. Der blinde Schütze, der sich damit seines Ichs entledigt, wird bereits zu einem Verwandelten, dem die Idee stets Akt und Handlung (und nicht Aufstieg, Überwindung) sei und die Tragödie sich gleichsam im Opfer auflöse. Aus dieser Gegenüberstellung von dem kathartischen und postkathartischen Prozess leitet Subramanian zwei Ansätze essayistischen Schreibens her. Das Postkathartische erscheint hierbei „als der überlegene Modus für eine ruhigere und besonnenere Ausführung essayistischer Perspektiven als die Katharsis, die gezielt nach einer Lösung konkurrierender Werte strebt.“ Der Beitrag liefert hilfreiche Einsichten in das postkathartische Stil- und Formprinzip des Essays, das innerhalb der Kassner-Forschung nur ansatzweise behandelt wurde.

KAROL SAUERLAND hingegen betrachtet den Essay als Textform im Register einer *negativen Hermeneutik*, die sich in der Zone zwischen der undefinierbarkeit des Essays und seinem negativen Bestimmungsversuch bewegt, was der Essay nicht sei. Ausgehend von der Metaphorizität und Bildhaftigkeit der wissenschaftlichen Sprache Darwins, problematisiert er das Verhältnis von wissenschaftlichem und essayistischem Schreiben, um an der Arbeit Bruno Latours „Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie“

die essayistische Schreibweise als ein immanentes und unabdingbares Element der Wissenschaft auszuweisen. Sauerland konstatiert, dass Latour das Hybride erfassen wolle, bei dem sowohl die Menschen wie auch die sogenannten Dinge, auch die konstruierten, Akteure seien. Die Zeit, die dem „nur kein Essay“ huldigte, sei vorüber. Der Beitrag bietet einen anregenden Ausgangspunkt für weitere Analysen, die die form- und stilprägenden Elemente des Essays erfassen würden, wenn der Schreibende sich sozusagen *von vornherein* über die Grenzen zwischen Wissenschaft und Essayistik hinweg bewegt.

WOLFGANG MÜLLER-FUNK exemplifiziert an den zwei prominenten Kulturkritikern und Essayisten: Georg Simmel und Theodor Adorno zwei sprachlich-gedankliche Ausprägungen essayistischen Schreibens (zwei Gesten). Adornos Kritik an Simmels Essay über den Henkel, die Müller-Funk kurz präsentiert und zugleich auch als „dialektische Vermittlung“ desavouiert, dient hier lediglich als eine Folie, vor der die „paradoxe, überraschende und ambivalente Geste“ Simmels herausgearbeitet wird. In der Simmel'schen Denkfigur der Tür, die einen freilasse und zugleich aber auch abschließen (d.h. hier begrenzen) könne, erblickt Müller-Funk einen für das essayistische Schreiben konstitutiven Gestus, in dem das ästhetische Moment (das mimetisch-theatralische) sichtbar zutage trete. Aus diesem ästhetischen Moment als einer „flüchtigen, plötzlich hervorquellenden Einsicht“ erhellt, so ließe sich resümieren, die subversive und innovative Ambition des Essays.

MAGDALENA MARIA BACHMANN erforscht in ihrem Beitrag die Produktions- und Rezeptionsbedingungen des Essays, die sie an den Publikations- und Selbstinszenierungsstrategien des Biochemikers und Essayisten Erwin Chargaff ausweist. Die Autorin geht von dem feldtheoretischen Ansatz Bourdieus aus und untersucht die Mechanismen, wie mit dem Essay innerhalb verschiedener Felder (vornehmlich des literarischen und des naturwissenschaftlichen) das symbolische oder ökonomische Kapital transferiert oder akquiriert wird. Indem Chargaff den Essay z.B. mit der Lyrik als prestigeträchtiger Gattung gleichsetze, so die von der Autorin vertretene These, ver helfe er sich selbst zur Anerkennung als Literat und ziele zugleich darauf ab, den Essay als ein Genre mit einem schwierigen Status dezidiert im literarischen Feld zu positionieren. Weil das naturwissenschaftliche Feld, in dem Chargaff als Biochemiker das symbolische Kapital akkumuliert habe, und das literarische Feld, in dem er es zu gewinnen anstrebe, denkbar weit voneinander entfernt sind, laufe Chargaff, so die Autorin, mehr als andere Essayisten Gefahr, auf „inhaltliche Aspekte reduziert und nicht unter literarischen, sondern thematischen Gesichtspunkten rezipiert zu werden.“ Was Bachmann vor allem interessiert, ist die Frage, „wer, wann, in welchen Kontexten – und vor allem: warum und mit welcher Intention den Begriff ‚Essay‘ für seine Erzeugnisse verwendet.“ Dabei verzichtet sie weitgehend auf die Analysen von Chargaffs Texten und beschränkt sich hauptsächlich auf die feldtheoretischen Explikationen.

EWA WOJNO-OWCZARSKA versucht in ihrer Arbeit Verbindungs- und Trennungslinien zwischen den essayistischen Schriften von Robert Musil und Kathrin Röggla freizulegen. Ihre Analysen bewegen sich an den Durchdringungszonen von Essay und Essayismus, wobei sie den Essay-Begriff nicht „im Sinne einer literarischen Gattung, sondern einer psychologischen Kategorie“ verwendet. Dies lässt die Autorin ihre Charakterisierungen der essayistischen Prosa wie Diffusion, Subjektivität, Dezentrierung, Perspektivierung, spontane Korrespondenz von begrifflicher Erkenntnis und poetischer Welt, Selbstreflexivität,

Intertextualität vorwiegend an dem Essayismus als einer zeitübergreifenden, gattungsneutralen Reflexionsform ausrichten. Der Beitrag lässt noch einmal die Frage nach der Relevanz der essayzentrierten Hermeneutik stellen.

Ausgehend von Erika Manns Essay „Besuch beim Karl Haushofer“, bemüht sich PETRA BUCHTA eine spezifische Formvariante der Essayistik zu erhellen – den „weiblichen Essay“, den sie zugleich an die europäische Tradition des Essays – die Männerdomäne sei – zu binden versucht. Die Autorin entfaltet ihre Argumentation in zwei Richtungen: Einerseits nennt sie soziale und bildungsgeschichtliche Gründe, warum Frauen keine Essays schreiben konnten (z.B. mangelnde akademische Ausbildung bei Frauen, die nötig sei, um den „unbegrenzten Umgang mit Wissen und Bildung zu feiern“), andererseits lässt sie den Essay in seiner poetologischen und geschlechtsunabhängigen Homogenität erscheinen und fragt, ob es nicht von größerer Bedeutung sei, dass die weiblichen wie männlichen Essays „eine Erwartung eines Gedankens vorwegnehmen würden, der neue Paradoxien erzeuge.“ Die Autorin zeigt an dem Text E. Manns wie die Reportage, die sich nicht mehr auf das akademische Wissen stützen müsse, mit ihrem publizistischen Hintergrund eine Alternative für den Essay sein kann.

SARAH SCHEIBENBERGER hingegen geht in ihrem Beitrag auf den Begriff des „esoterischen Essays“ als einer *autoreflexiven* Gattungsform bei Walter Benjamin ein, in dem das erkenntnistheoretische Kardinalproblem schlechthin zur Darstellung komme, „die entscheidende Frage nämlich nach den Möglichkeitsbedingungen einer ‚wirklichen‘, weil in der Sprache realisierten Vermittlung zwischen Einzelnem und Allgemeinem.“ Ihr Anliegen dabei ist, den erkenntnistheoretischen Kern der „Vorrede“ des „Ursprungs des deutschen Trauerspiels“ von Benjamin nicht mit dem begrifflichen Instrumentarium Benjamins zu erschließen, sondern die theoretische Struktur des esoterischen Essays als *inszenierter* Vermittlung an der Frage auszurichten, vor dem Hintergrund welcher Vermittlungsmodelle er gelesen werden kann? Es werden hierbei H. Cohen und A. Baumeier herangezogen, an deren erkenntnistheoretischen Grundlagen sich Benjamin, so die Autorin, (vermutlich) orientiert habe. Diese Frage stellt für Scheibenberger einen Ausgangspunkt dar, um die *transzendente* Funktion des Benjamin'schen Essays und damit seinen Kant'schen (und nicht den Hegel'schen), wenn auch in der Sprache inszenierten Ursprung aufzuzeigen.

ANNE SCHÜLKE versucht den feministischen Diskurs in Elfriede Jelineks Essay „Die endlose Unschuldigkeit“ in einen weit gefassten Kontext der romantischen Wissenschaftskritik einzubinden, die nicht Wahrheiten, Systeme und feste Grundsätze angestrebt habe, sondern von Fragmenten, Brocken und Einfällen ausgegangen sei. Die Autorin rekonstruiert die sich selbst relativierende Struktur des Essays von Jelinek, der den Erkenntnismodus des Experimentierens ebenso realisiere (durch Montage unterschiedlicher Textteile) wie ihn vernichte. Dies habe Jelinek massenmediale sowie theoretische Schreibweisen (auch R. Barthes Mythenkritik) gleichermaßen als erstarrt abqualifizieren und damit auch die tradierte Definition des Essays in Frage stellen lassen. Jelinek, so die Autorin, frage und antworte nicht. Die Argumentation Schülkes kulminiert schließlich in dem Gedanken, dass das essayistische Schreiben Jelineks sich nicht als Gedankenexperiment oder Arbeit an der Form erweise, sondern, als Teil des feministischen Diskurses, als politische Intervention.

Im Anschluss daran wird nun die abschließende Frage (die wiederum an den Anfang des Textes anknüpft) gestellt: „Gibt es eine Verbindung zwischen Jelineks Schreiben und der Ästhetik der deutschen Romantik?“ Die Antwort der Autorin setzt zugleich eine Differenz zwischen der Ästhetik der Romantiker und der Jelineks.

Den „Manifestationen des Poetischen“ in Ingeborg Bachmanns essayistischen Schriften der 60er Jahre geht JOANNA FIRAZA nach (vor allem in: „Reflexionen über Berlin“ und „Ein Ort für Zufälle“). Dabei lässt sie den Essayismus im Sinne Musils als die grundlegende Strukturkomponente des Essays als Textform gelten. Es geht dabei um eine Rekonstruktion jenes utopisch-mythischen Moments bei Bachmann, das der Inkongruenz zwischen der ausgefeilten, weil angemessenen Form und ihrer begrifflichen Unbestimmtheit notwendig eingeschrieben sei. Die sinnfälligsten Symptome dieser Inkongruenz – die geistige Inkompatibilität von Gombrowicz im damaligen Berlin oder der von Büchners Lenz gespürte Riss, der „durch die Welt ging“, bilden für die Autorin einen Teil der Sprachutopie Bachmanns, die sie in den Dienst eines Erkenntnisgewinns stelle, damit „die Risse eines Tages wirklich aufspringen, dort wo sie aufspringen müssen.“ Was in den Essays Bachmanns das Unvereinbare vereint, so der Kernbefund der Autorin, sei jene Öffnung zum Ekstatischen, ein „Unruhe-Zustand über oder eine (Zu)neigung gegenüber dem Gegenstand“, die auch dem Leser den Weg eröffne, dasselbe zu leisten.

In einem an J. Derridas „Das Gesetz der Gattungen“ orientierten Gestus versucht PETER CLAR eine konsequente Kritik an den strengen Regeln des Logozentrismus durchzuführen, von dem sich, wie er unterstellt, auch die ‚essayistische‘ Wissenschaft nicht zu lösen vermöge. Der Autor zeigt Aporien und Paradoxien des Essay(ismus) und postuliert hierbei eine immer nur kontextuell und prozesshaft zu denkende Reflexion, die den Essay(ismus) „weniger als Gattung, Methode oder Schreibweise, sondern vielmehr als Denkbewegung, als Umkreisung momenthaft“ erfassen würde. Die Relevanz dieses Befundes – und darin scheint die intendierte Subversivität seines Beitrags zu liegen – leitet der Autor von dem Diktum Derridas her, dass die Frage der literarischen Gattung „keine formale Frage ist, sondern sich mit dem Motiv des Gesetzes überhaupt, dem Motiv der Generationen [...], der sexuellen Differenz verschränkt.“ Vor dem Hintergrund schlägt Clar eine konsequente Umsetzung der Forderung Wolfgang Müller-Funks vor, die bereits Derrida realisiert habe, die Theorie des Essayismus – auch auf die Gefahr hin, Schiffbruch zu erleiden – essayistisch vorzutragen.

Entgegen der These von M. Czermińska, der Essay gehöre nicht zum autobiografischen Schrifttum, seine Domäne sei die überindividuelle Realität der Kultur, legt RAFAŁ POKRYWKA in seinem Beitrag dar, wie sich in der Essayistik von Czesław Miłosz drei Dimensionen (Lebensgeschichte, Selbstporträt und geistige Biographie) des Autobiographischen dialektisch verflechten. Das Aufspüren von Übergangsstellen, zeitlich-inkonsequent verlaufenden Wechselbeziehungen und Verbindungslinien innerhalb dieser drei Dimensionen bildet das zentrale Anliegen des Autors. Dabei verwendet er einen weitgehend unspezifischen Essay-Begriff, den er als eine ‚geistige‘, diskursiv-reflexive Synthese von der dynamischen Autobiografie und dem statischen Selbstporträt bezeichnet. Eine Forschungsperspektive, die sein Ansatz eröffnet, fasst der Autor selbst in der Schlussbemerkung zusammen: „Dies scheint ein hilfreiches Muster für die Untersuchung der Essayistik anderer Autoren

zu sein, bedenkt man, dass jede Essayistik von einer individuellen Erfahrung ausgeht und ihren biographischen Hintergrund nie verliert.“

Das Verhältnis von „biografischer Partikularität“ und „theoretischer Perspektivität“ in S. Kracauers letztem Text „History“ untersucht MATTHIAS SCHMIDT. Sein Bemühen geht dahin, die in der Exilforschung vorherrschende Tendenz, die Schriften Kracauers in der Optik der „intellektuellen Biografie“ zu fassen, um Kracauers essayverwandte Darstellungsinitiativen zu erweitern. Diese entwickeln sich bei Kracauer, so der Autor, in Abgrenzung von Adornos „enthemmter Dialektik“ in einer je dreiteiligen Sequenz: Zuerst seien sie persönlich, dann abstrakt, um letztlich an einer ungewöhnlichen Zwischenfigur exemplifiziert zu werden. Schmidt rekonstruiert einen spezifischen Begriff der *Figuration*, den er im Sinne E. Auerbachs als „etwas Lebend-Bewegtes, Unvollendetes und Spielendes“ auffasst und bei Kracauer mit einer rhetorischen Konstellation in Verbindung setzt. Durch die Wandlungsfähigkeit der *Figur* werde nun das Ich (z.B. das biografische Ich Kracauers oder Erasmus von Rotterdam als Chiffre für eine vielschichtige Interpretationsfigur), das in Kracauers Text im Widerspiel mit der rhetorischen Konstellation erscheine, zu einem sprachlich organisierten und zugleich organisierenden Fokus und könne mithin nur indirekt in einen Überlieferungszusammenhang eingehen. Diese Schwebeposition, die Schmidt als Ausdruck der „essayistischen Methodik“ Kracauers bezeichnet, hält – so die abschließende Bemerkung des Autors – das Paradoxon der Rückgebundenheit des Subjektes an den Text aus, das als ein „Bündel jener dubiosen Facetten des Ich zwar unhintergebar im Text wirkt, sich aber selbst vor allem ein abgründiger Ausgangspunkt bleibt.“

KAMILLA NAJDEK befasst sich in ihrem Beitrag mit dem philosophischen Essay am Beispiel von W. Benjamins Text „Karl Kraus“, den sie als exemplarisch für eine mögliche Form des philosophischen Ausdrucks betrachtet. Ihr Ansatz geht dahin, den philosophischen Essay als eine Ausdrucksform einer bestimmten rhetorischen Strategie (etwa als Spiel mit Leseerwartungen durch Korrektur und Provokation) und Wirkung zu verstehen und diese mit seinem ästhetischen Anspruch zusammenzudenken. In ihrer Argumentation geht sie zunächst von dem Begriff der ästhetischen Idee Kants aus, die – wie die Autorin es aufzuweisen versucht – das Organon jenes essayistischen Schreibens darstelle, in dem systematisch-diskursives Denken und sinnliches Wahrnehmen eine dynamische Einheit bilden würden. Diese Einheit, so die Autorin, vollziehe sich bei Kant wie in Benjamins Kraus-Portrait als Schauspiel, als Textdramatisierung durch Korrektur („Unmensch als Bote realeren Humanismus“), die eine Vielheit von Bildern präge, den Menschen gleichwohl nicht zum Begriff machen und ganz erfassen könne.

Der Fokus der Beobachtungen von ROBERT KOWALSKI hingegen liegt auf den Korrespondenzen zwischen den essayistischen und fiktionalen Schriften Albert Drachs, was von ihm zugleich als ein Desiderat der Drach-Forschung formuliert wird. Die Gegensatzpaare wie z.B. Behörde und Gott, Sprache und Schweigen, Künstlichkeit und Ursprünglichkeit, Zivilisation und Natur gelten dem Autor als die thematischen Polarisationspunkte der Werke Drachs und markieren auch die Bezugspunkte seiner vertieften und werkimmanenten Argumentation.

Gemeinhin figuriert Rainer Maria Rilke in diversen Literaturgeschichten nicht als Essayist. TOMASZ OSOSIŃSKI unternimmt in seinem diesen Band abschließenden Beitrag

einen Versuch, Rilkes Technik zu rekonstruieren, aus Tagebucheinträgen oder Briefen einen essayistischen Text zu entwickeln. Den Vorgang, in dem bei Rilke ein Text von Innen nach Außen, aus der persönlichen Welt des Tagebuchs zu einer äußeren Welt des Literarischen gelangt, bezeichnet der Autor als *Verschiebung*. Er rekonstruiert diese aus Rilkes Text über Puppen und apostrophiert als einen *bewusst* gefassten Entschluss des Dichters: „Wenn es etwas Spezielles gibt in der Weise, in der Rilke seinen Essay schrieb, so ist es eben diese Art des bewussten Experimentierens mit der Grenze zwischen dem Persönlichen und Öffentlichen (...), zwischen dem ahnungslos Empfangenen und dem bewusst Geschaffenen.“ Der weitgehend deskriptiv gehaltene Beitrag von Ososiński scheint „Leerstellen“ für weiterführende Fragestellungen zu lassen, die (nicht zuletzt bei Rilke) vor allem die Poetologie des Essays betreffen.

Die meisten Beiträge des Bandes gehen auf eine von Sławomir Leśniak organisierte internationale Tagung zurück, die an der Universität Gdańsk am 27.–29. Juni 2014 stattfand. An die Beiträge schließt sich eine transkribierte Fassung der Abschlussdiskussion an, die von Dr. Anne Schülke fertiggestellt wurde. Ihr gebührt an der Stelle mein herzlicher Dank. Ein besonderer Dank für die Unterstützung der Tagung wie auch bei der Herausgabe und Förderung des Bandes gilt dem Dekan der philologischen Fakultät der Universität Gdańsk, Herrn Prof. UG, dr hab. Andrzej Ceynowa sowie der Direktorin des germanistischen Instituts, Frau Prof. UG, dr hab. Danuta Olszewska. Mein ganz besonderer Dank als Herausgeber gilt schließlich allen Beitragsautorinnen und -autoren, die die Entstehung des Bandes überhaupt erst ermöglicht haben.

Gdańsk, Februar 2015

Sławomir Leśniak